

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 8.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1880]

## Die Schwestern.

Roman von W. Kautsky.

(7. Fortsetzung.)

### Viertes Kapitel.

Elvira hatte, wie es ihre Schwester errathen, durchaus nicht die Absicht, den Schullehrer durch ihre rosenfarbene Schleife in Entzücken zu versetzen, sie hütete sich sogar, seinem Hause allzu nahe zu kommen, und wendete sich, aufwärts steigend, dem Kirchhofe zu, dessen rückwärtige Umfriedung sie passirte, um dann, die Wiesen entlang, am Waldestrand einen Theil des Buchbergs zu umgehen. Wieder abwärts steigend, kam sie an das, am äußersten Ende der Vorstadt gelegene Haus der Hofrätthin, ohne die Stadt berührt zu haben, ohne irgend jemand begegnet zu sein. Vor dem Gartenzaun an der Straße stand ein kleines, hölzernes Bänkchen. Sie setzte sich darauf und wartete. Es war sechs Uhr. Mit lustigen Augen blickte sie auf den Weg, der von hier aus eine Weile eben ging und dann nach rechts in sanften Windungen ansteigend, nach einem schönen Buchenwald führte, der den Hügel bis zu seinem Gipfel bedeckte. Auf der Ostseite desselben, in einer weiten Richtung, lag die Villa des Baron Hellenbach, von der die Hofrätthin in so preisenden Worten gesprochen. Elvira wußte nichts davon, daß ihr Besitzer demnächst erwartet wurde, und hätte sie's gewußt, sie würde nicht weiter daran gedacht haben. Sie war hierher gekommen in der übermüthigen Neugier, Alfred Depauli zu sehen, von dem sie soviel gehört und der sich absichtlich allen Blicken entzog. Nicht, als ob sie sich besonders für seine Person interessirt hätte, aber er war aus der Residenz und er war Künstler, er war der Bruder ihrer Freundinnen, er konnte ihr vielleicht einmal nützlich werden. Aber weshalb sogleich weitere Schlüsse ziehen? so korrigirte sie sich selbst, ich will ihn mir vorerst einmal besehen. Wenn er heute aber nicht diesen Weg genommen, wenn er garnicht hier vorüber käme? Was weiter, ich werde dann einen kleinen, sehr angenehmen Spaziergang gemacht haben. — Wieder sah sie nach dem schön gebahnten Wege, der von hier in den Wald führte, dann sprang sie mit einemmale in die Höhe. Es machte sie doch ungeduldig, ihn hier zu erwarten. Und was habe ich davon, wenn er hier an mir vorüber rennt? kalkülirte sie. Begegnen wir uns unterwegs, ist eine Anknüpfung viel leichter möglich, natürlich muß ich sie ihm überlassen. —

Sie setzte ihr Hütchen etwas tiefer in die Stirn und schlug den einen Zipfel ihres Radmantels über die Schulter, was ihre schlanke Gestalt sehr malerisch kleidete, dann schritt sie aufrechten Ganges den Weg hinan. Sie sah etwas unternehmend aus, diese Elvira, und man hätte fast vermuthen dürfen, daß sie diese

gewünschte Anknüpfung nicht ihm und auch nicht dem Zufall allein überlassen werde.

Die Sonne stand am Rande der das Thal umschließenden Hügel; eine große, glühende Scheibe, die der Landschaft einen flammenden Scheidegruß zuwarf und alles in warme, röthliche Farben tauchte. Ein leiser Abendwind hatte sich erhoben und umspielte erfrischend Elvira's heiße Wangen.

Langsam, sehr langsam schlenderte sie den Fußweg entlang, immer aufwärts steigend, dem Walde zu. Einigemal blieb sie stehen und horchte. Ein Vogel oder ein anderes Thier war durch das Gebüsch geschlüpft, dann ward wieder alles still; nur hier und da ertönten einzelne Lockrufe eines verliebten Sängers. Auch sie drängte es, ihrem jungen Uebermuth in Tönen Luft zu machen, aus voller Brust ein Lied zu singen, das die Lüfte von ihren Lippen hinweg in unendliche Fernen trügen. Schon wollte sie anheben, da fiel ihr ein, daß dieser gramverstörte, die Einsamkeit suchende Maler dadurch grade verschont werden könnte. Der ist im Stande es, geht mir und meiner schönen Stimme grade aus dem Wege, und ich habe das Nachsehen, und nicht einmal das. Sie lachte in sich hinein. Nein, nein, ich muß ihn so plötzlich überkommen, daß er sich garnicht zu fassen weiß; ich werde dann Muße haben, ihn sehr genau zu betrachten, und das übrige wird sich finden. — Ganz stille ging sie also vorwärts, erwartungsvoll, horchend, aber es regte und rührte sich nichts, nichts verkündete die nahende Ankunft eines Menschen. Sie blieb stehen und sah sich nach der Sonne um. Da sie selbst höher gestiegen war, stand sie, wie vorher, noch in voller Majestät am Bergesrand. Es bleibt noch eine Weile Tag, aber allzulange möchte ich doch nicht ausbleiben, murmelte sie. Eine Falte des Bedrusses zeigte sich über den noch eben vorher so fröhlichblickenden Augen. Er wird nicht kommen, und ich will auch nicht länger seiner harren; ich gehe zurück. — Sie ging gleichwohl immer vorwärts, aber mit stetig wachsender Ungeduld. Der Weg machte eine Krümmung nach links, ein weitverästeltes Gebüsch wuchs hier hervor, sie konnte den Weg erst weiter übersehen, sobald sie dasselbe erreicht haben würde; es schien ihr Endziel zu sein. — Plötzlich fuhr sie zusammen. Waren das nicht Dritte eines Nahenden, hatte nicht das alte, vorjährige Laub darunter gerafchelt? Sie horchte, — nichts mehr —; aber sie lief nun die kurze Strecke bis zu dem Gebüsch hinan, und hinter demselben hervortauchend, überfah sie den Weg, bis er sich im Walde verlor. Und richtig, da kam er des Weges, er, den sie hier finden

wollte, Alfred Depauli. Er war genau so, wie ihn die Hofrätin beschrieben hatte: mittelgroß und schlank, von elegantem Wuchs, im Anzug einfach und dennoch äußerst modern. Auch den lichtgrauen Filzhut mit dem breiten, schwarzen Bande trug er, und darunter sah sie ein hübsches, wenn auch nicht grade bedeutendes Gesicht mit dem bereits signalisirten, lichten, kurzgeschnittenen Vollbart. Kaum zwanzig Schritte war er mehr von ihr entfernt. Er ging rasch, leichten elastischen Schrittes, wobei er sich etwas in den Hüften wiegte, was bei ihm keineswegs affektirt ausfiel, nur nonchalant. Er hielt eine brennende Cigarre im Munde, deren Rauch er in kleinen, zierlichen Wölkchen von sich blies und dabei ein angenehmes Lächeln zeigte. Er hatte das Mädchen sogleich bemerkt und saßte es scharf ins Auge. Elvira hatte das nicht erwartet, es verwirrte sie. Sie hatte sich diesem schweremüthigen, in seiner Liebe gekränkten Maler gegenüber sehr unbefangen gedacht, und nun, als sie seine Blicke auf sich ruhen fühlte, erröthete sie, und als er ihr nun vollends nahe kam, senkte sie unwillkürlich die Augen. Sie trat nach links und drückte sich fast an die Berglehne, um ihn vorüberzulassen. Er bemerkte es und trat seinerseits soviel als möglich nach rechts, sodas ein großer Zwischenraum zwischen ihnen freiblieb. Dann lüpfte er seinen Hut und grüßte das junge Mädchen mit ausgesetzter Artigkeit, nicht ohne einen kleinen Anstrich von Scherzhaftigkeit. Sie dankte und setzte ihren Weg fort. — Elvira hatte also erreicht, was sie wollte, sie hatte ihn gesehen. War sie befriedigt? Keineswegs. Sie hatte sich ihn ganz anders vorgestellt; nicht mit so fröhlichen Augen, nicht mit so lächelnden Lippen, die — es verdros sie —, die sie zu belächeln schien. Sie wandte sich plötzlich nach ihm um, wobei ihr Fuß etwas heftiger auftrat. Ein Stein löste sich vom Rande des Weges, rollte die Böschung hinab und hüpfte, immer abprallend, von Gestein zu Gestein. Im nächsten Augenblick war der junge Mann an ihrer Seite.

„Sie sind ausgeglitten, mein Fräulein?“ fragte er besorgt.

„Nicht doch, ein Stein hat sich losgelöst.“

Sie sprach's hastig, etwas verwirrt und dennoch hochbefriedigt, das die Anknüpfung gelungen und das ein Zufall es so gefügt. Er sah ihr lächelnd ins Antlitz und seine lebhaften kleinen Augen begannen zu glänzen.

„Der Boden ist hier herum sehr aufgeweicht,“ versicherte er, „und von hier aus wird's immer schlimmer, der Waldweg ist für so leichtbeschuhte Füßchen ganz ungangbar.“

„Dann werde ich umkehren,“ sagte Elvira leichthin, als wenn sie nur zu sich selbst spräche; „es ist ja ohnehin schon Abend.“

„Wenn es nur ein Spaziergang ist, den sie nach dieser Richtung hin fortzusetzen gedachten, dann würde ich Ihnen unbedingt dazu rathen, mein Fräulein.“

„Ich danke, mein Herr.“ Sie nickte ein klein wenig mit dem Kopfe, ganz souverän. Schon fühlte sie, das dieser junge Mann von dieser Begegnung angenehm berührt und bestrebt war, die Bekanntschaft einzuleiten. Von dem Augenblick an hatte sie alle ihre Sicherheit wiedererlangt, und in dem Bewußtsein, zu gefallen, fühlte sie sich ihm sofort überlegen. Sie that, als ob sie mit dem Gruß ihn verabschiedet und ihm vorausgehen wolle.

Er griff an seinen Hut. „Mein Fräulein, gestatten Sie mir noch, mich Ihnen vorzustellen —“

Sie gönnte ihm einen kurzen Blick. „Und wenn Sie mir bereits bekannt wären, mein Herr?“

„Das würde mich unendlich glücklich machen, denn ich bin überzeugt, Sie würden dann ohne weiteres für dieses nicht ganz ungefährliche Stück Wegs meine Begleitung annehmen.“

Er warf die Cigarre beiseite und bot ihr galant seinen Arm. Sie lehnte ihn ab, aber sie sagte freundlich:

„Wir können ja ein Weilschen nebeneinander gehen und plaudern. Wir werden von unsern Freunden sprechen; Ihr Hierherkommen ist für uns alle eigentlich sehr unerwartet erfolgt.“

„Eigentlich für mich selbst auch,“ erwiderte fröhlich der junge Mann; „es war eine Laune, ein rascher Einfall, der mich hierher gebracht, aber ich sehe, und diesmal zu meinem lebhaftesten Vergnügen, das man von meiner Ankunft hier wohlunterrichtet gewesen.“

Elvira lächelte. „Hatten Sie wirklich geglaubt, das uns dergleichen so ganz verborgen bleiben könnte? Ah, die Ankunft eines Reisenzüglers ist für unsere gute Stadt immer ein Ereignis, das von Mund zu Mund getragen wird, und die Ihrige besonders.“

„Die meinige?“

„Nun ja, was haben wir Mädchen nur schon von Ihnen gesprochen!“

„Aber das ist ja allerliebste, das ist ja entzückend!“

„Minna und Malchen lieben Sie so zärtlich.“

Der junge Mann biß sich in plötzlicher Verblüfftheit in die Lippen, dann öffnete er sie zu einem äußerst heiteren Lächeln.

„Also Malchen und Minna lieben mich so? Aber lassen wir die und sagen Sie mir Ihren Namen, mein Fräulein, ich möchte ihn so gern kennen.“

„Ich bilde mir ein, das Sie bereits eine Ahnung haben, wer ich bin, — oder nicht?“

„Ich habe die Gewißheit, das Sie das schönste, das liebenswürdigste und pikanteste Wesen sind, das man hier finden kann.“

Elvira trat bei dieser banalen Erklärung befremdet einen Schritt zurück. Sie sah den Fremden groß an und schüttelte den Kopf.

„Ich habe Sie mir ganz anders vorgestellt, wirklich ganz anders.“

„Aus Ihrem Ton ersehe ich, das dies ein Tadel ist, den ich wohl verdient haben mag, ich bekenne es, mein Fräulein.“

Das klang noch immer scherzend, aber doch schon um vieles bescheidener. Er hatte sofort eingesehen, das er dieses Mädchen zu gewöhnlich genommen und das nur ein Mißverständnis, nur der Umstand, das er für einen andern gehalten wurde, diese rasche Annäherung bewerkstelligt hatte.

Elvira fand indeß einen noch entschiedeneren Ton der Zurückweisung.

„Ich kenne zum Theil Ihr Unglück,“ sagte sie, „ich habe die Berichte Ihrer Verzweiflung gelesen; Ihre Schwestern sind meine besten Freundinnen, und ich weiß, was sie Ihre Wege gelitten haben, ich selbst, ja ich selbst, habe geweint um Sie, Herr Depauli, aber ich versichere Sie, es thut mir jetzt um jede Thräne leid, denn — sie lachte halb im Scherz, halb im Unwillen — „ich sehe ein, sie sind ganz unnöthig gewesen, und Sie gehören zu denen, die sich schnell zu trösten wissen.“

Der Fremde ergriff mit lebhafter Bewegung, die sein Interesse verrieth, ihre Hand.

„Mein Fräulein, halten Sie ein, es wäre eine Indiskretion, wenn ich Sie länger in einem Irrthum beliese, der mir keinen weiteren Vortheil mehr zu bringen scheint, ja, der mich offen bei Ihnen in Mißkredit setzt. Sie nannten vorhin einen Namen, es ist nicht der meine.“

Sie hatte ihm ihre Hand mit einem Ruck entzissen.

„Sie sind nicht Alfred Depauli?“

„Ganz und garnicht, und ebensowenig fühle ich mich unglücklich oder gar verzweifelt, ich habe meinen Schwestern meines Wissens niemals ein Leid zugefügt, und die Thränen, die Ihre schönen Augen geweint, sie sind nicht meinethalben geflossen. Sie dürfen mir daher meine fröhliche Laune nicht allzusehr verübeln, und mein Entzücken, meine Bewunderung wird Ihnen nicht mehr so anstößig erscheinen; sollte sie dennoch zu dreist gewesen sein, so üben Sie Gnade und verzeihen Sie mir.“

Dies alles brachte er rasch, in jener leichten, frivolten Weise vor, die der beliebte Ausdruck der guten Gesellschaft ist und in dem Munde dieses anmuthigen Elegants durchaus liebenswürdig erschien.

Elvira vermochte sich nicht zurechtzufinden, sie konnte es noch nicht glauben, das sie sich getäuscht habe.

„Aber wer sind Sie denn, wenn Sie nicht Alfred sind?“

Er verbeugte sich leicht.

„Baron Eugen von Hellenbach.“

Eine dunkle Röthe schoß in ihre Wangen. Die verschiedenartigsten Empfindungen stürzten auf sie ein, Ueberraschung, Scham und eine geheime Freude.

„Was müssen Sie von mir denken,“ stammelte sie.

„O, ich würde Ihnen diese Gedanken nur allzugern gestehen, aber ich wette, sobald ich etwas davon verlauten lasse, verschließt mir Ihre Strenge abermals den Mund.“

Wieder suchte er ihre Hand zu fassen; sie entzog sie ihm; dabei entglitt ihr die Mappe, die sie unter dem Arm gehalten, und fiel zu Boden.

Er bukete sich rasch und hob sie auf. Die Mappe trug in goldenen Lettern die Aufschrift: Musik.

„Sie sind Musikerin?“ fragte er.

„Ich singe, — aber bitte, geben Sie mir die Mappe, ich muß zu meinem Lehrer, nur der schöne Abend hat mich verführt, vorher einen kleinen Spaziergang zu unternehmen.“

„Ich segne diesen Gedanken und das glückliche Ungefähr, das uns hier zusammentreffen ließ.“ Er beugte sich mit einem schalkhaft scherzhaften Lächeln tiefer zu ihr herab. „Ich wäre sehr geneigt, dies als eine Vorherbestimmung anzusehen.“

Der Ton, in dem er das sagte, war ihr neu, er gefiel ihr, er schmeichelte ihr, ohne ihr Herz zu berühren. Sie empfand indes mit feinem Takt, daß, wollte sie sich nichts vergeben, im Gegentheil, das Interesse, das sie erregt hatte, steigern, sie nicht weiter darauf eingehen und dieser Konversation ein Ende machen müsse. Ueberdies waren sie dem Häuschen der Hofrätin sehr nahe gekommen und Elvira wollte nicht mit dem Baron gesehen werden. Sie langte also wieder nach ihrer Mappe, und er war zu gut erzogen, um sie ihr vorzuenthalten. Nur der bittende Blick seiner Augen deutete an, wie gern er sie noch behalten hätte.

„Es ist die höchste Zeit, daß ich zu meiner Lektion mich finde,“ sagte sie abwehrend, „und darum leben Sie wohl, Herr Baron.“ Sie grüßte und schritt sogleich rascher aus, damit die Absicht andeutend, daß sie einen kleinen Vorsprung zu gewinnen wünsche.

Er war sofort wieder an ihrer Seite.

„Mein Fräulein,“ begann er in einem dringenderen, in seiner Empfindung etwas karrikirten Ton, der sich selbst zu ironisiren schien. „Brechen Sie nicht allzurast und nicht in dieser schönen Weise unsere kaum erst angeknüpfte Bekanntschaft ab, schicken Sie mich nicht fort.“

Elvira blieb stehen und sah ihn an. Die tiefen, dunklen Augen trafen ihn eigenthümlich. Es war, als erriethen sie ihn, als durchschauten sie das falsche Spiel, das dieser Mann mit Weiberherzen zu treiben gewohnt war.

„Mein Herr,“ sagte sie langsam und schroff, „ein Zufall hat diese Situation und meinen Irrthum herbeigeführt; wir haben sie mit gutem Humor aufgefacht und scherzhaft weitergeführt, aber wenn dies auch bisher passend gewesen, von nun an erscheint es mir nicht mehr in diesem Licht,“ — ihr Ton ward noch kälter, —

„ich muß Sie daher ernstlich bitten zurückzubleiben und mich meinen Weg allein fortsetzen zu lassen. Ich muß dies umsomehr verlangen, da ich auch Herrn Depauli ein weiteres Begleiten nicht gestattet hätte.“

Der Baron kniff die Augen und Lippen zusammen, aber außer dieser etwas spöttischen Grimasse verrieth nichts den Verdruß, den er verspürte, und seine Haltung gewann noch an Liebenswürdigkeit.

„Ich füge mich Ihren Befehlen, mein Fräulein, Sie sollen mich für keinen Zudringlichen halten, aber ich erbitte mir als eine Gnade, daß Sie mir Ihren Namen nennen; Sie kennen den meinigen.“

„Ich heiße Elvira Weiß.“

„Ich danke Ihnen, und nun lassen Sie mir eine kleine Hoffnung, Sie wiederzusehen.“

Sie nickte mit dem Kopfe. Es war ein Abschiedsgruß, es konnte auch eine Zustimmung bedeuten. Das Lächeln, das diese Geberde begleitete, war liebenswürdig und erlaubte doch keine Folgerung. Sie entfernte sich rasch, mit hochehobenem Haupte, das sich auch nicht einmal mehr nach seiner Seite wandte.

Er war stehen geblieben und sah ihr nach.

„Ein reizendes Ding,“ dachte er. „Eine Blume, noch voll Duft und Aroma. Und ich Glücklicher finde dergleichen, wo ich es am wenigsten gesucht. Natürlich, zu so seltenen Blüten führt nur ein glücklicher Zufall.“

Er zog sein Cigarrenetui hervor und entnahm eine Havanna, die er entzündete.

„Elvira also, Elvira Weiß —“ Seine Blicke folgten der hochgewachsenen, jugendlichen Erscheinung, bis sie in einer Biegung ihm entschwand. „Nun,“ dachte er, „ich werde erfahren, wer, was und wo ihre Familie ist, und ob es gerathen wäre, diesem dunkeläugigen, pikanten Geschöpfe in Liebe sich zu nahen. Vederemo!“

Er blies behaglich die kleinen Wölkchen vor sich hin und schlenderte langsam, die Stadt vermeidend, dem Flusse zu, wo seine Forellenfischer ihn erwarteten. (Fortsetzung folgt.)

## Ein Musterinstitut für volksthümliche Naturkunde; der botanische Garten zu Breslau.

Von Rothberg-Lindener.

(1. Fortsetzung.)

Das Bild, das wir in den Gewächshäusern, kalt oder warm gehaltenen, sowie an den glasbedeckten Erdbeeten gewinnen, ist ein nicht weniger eigenartiges, sie von äußerlich ähnlichen Luxusanlagen unterscheidendes. Kostbare Frühgemüse, Ananas, Melone, werden da nicht getrieben; lange Galerien mit den gleichmäßig runden dunklen Laubtronen der sogenannten Orangebäume suchen wir vergebens, auch die von der Mode grade in Beliebtheit gebrachten, neuesten exotischen Gewächse finden wir nur in einer beschränkten, sich nicht verdrängenden und prunkenden Anzahl von Exemplaren vertreten unter der überaus reichen Mannichfaltigkeit bald den Blick fesselnder, bald ganz bescheidener, ja unansehnlicher, doch ebenso interessanter Gewächse der wärmeren Zonen aller Welttheile und altbekannter oder kaum erst der Forschung neu aufgeschlossener Länder.

Nachdem wir uns so über den abweichenden Eindruck klar geworden, den wir im Breslauer botanischen Garten von dem eines bloßen Luxusparks zu erfahren erwarten müssen, wollen wir versuchen, durch eine orientirende Wanderung in seinen Gängen einen Ueberblick über den Inhalt, sowie eine Einsicht in die Mittel zu gewinnen, mit deren Hilfe dieser naturwissenschaftliche Lehrgarten volkshildend zu wirken trachtet.

Gleich nach dem Eintritt in den Garten, der von Morgens bis Abends 7 Uhr sich für jedermann frei öffnet, empfängt uns das schattige Laubgewölbe einer hochragenden Korkkastanienallee, die in grader Richtung weiter führt. Einige Tafeln mit Aufschlägen ziehen unsere Blicke auf sich. Als wohlbedachte Bürger eines Gelehrtaates beeilen wir uns, ihren Inhalt zur Kenntniß zu nehmen, um nicht vielleicht unversehens irgend welcher Uebertretung wegen in materielle Buße und moralische Gewissensbisse zu verfallen. Aber anstatt drohender Ge- und Verbotsparagrafen, und außer der tröstlichen Versicherung, daß Trinkgelder hier keine offene Hand finden dürfen, überrascht uns eine orientirende Angabe des gesammten wissenschaftlichen Inhalts des Gartens, sowie eine Aufzählung der (120) Vegetationsgruppen, in welche der ganze Pflanzenreichtum des Gartens eingetheilt

ist. Da derartige, bald gedruckte, bald geschriebene Anschläge und Tafeln von mancherlei Format und jeglicher Größe dem Besucher noch sehr häufig entgegentreten, so sei gleich hier bemerkt, daß dieselben allemal kurze Hinweise, Belehrungen, Ergänzungen zu den zugehörigen Pflanzenaufstellungen enthalten, und daß diese Promemorien solcherweise das erste und wichtigste Mittel sind, den Besuch des Gartens für Verbreitung allgemeiner Kenntnisse erprießlich zu machen. In der That, ein mitgeführtes, umfangreiches botanisches Lehrbuch würde für den nicht Bewanderten von gar keinem Nutzen sein, da er, um mit ihm vertraut zu werden, erst so viel Monate darin studiren müßte, als er zum Durchwandern des Gartens Stunden gebraucht.

Schreiten wir mit nun schon geschärfteren Blicken durch die Kastanienallee, so bemerken wir an diesen Bäumen Anzeichen einer spiralförmigen Drehung der Stämme um ihre Axen, außerdem aber in der Längsrichtung laufende erhabene Leisten an der Rinde. Wir brauchen uns hier nicht mit den sonst üblichen Redensarten: „Spiel oder Laune der Natur“ über die Frage nach der Ursache der Erscheinung hinwegzutäuschen, denn Prof. Göppert belehrt uns aus seinen Beobachtungen, daß diese Zeichen nicht etwa, wie manche vermuthen würden, Spuren von Blitzen seien, sondern davon herrühren, daß ein großer Theil unserer Bäume bei 15 bis 25 Grad Kälte mit lautem Geräusch aufspringt, oft bis über die Mitte des Stammes, aber sich wieder schließt, sobald mildere Temperatur eintritt, und daß in der wärmeren Jahreszeit die unter der Rinde liegende saftführende und das Wachstum vermittelnde Gewebsschicht die Wunden durch Ueberwachsen zu heilen und zu vernarben sucht.

Links seitwärts aus dieser Allee tretend, gewahren wir eine interessante Pflanzenfamilie in eine umfangreiche Gruppe geordnet: es ist die der Haidesträucher (Erica), unter denen als Angehörige auch verschiedenerelei Alpenrosen von unsern Alpen, vom Kaukasus, sowie vom Himalaya und von Nepaul zu finden sind; jüngere amerikanische Eichen gewähren diesen Pflanzen den nöthigen Schutz vor zu heißer Sonnenwirkung, Eichen, deren Laub oft





nur noch bei genauerem Studium die Aehnlichkeit mit unsern gewohnten Eichenblättern erkennen läßt. Zierliche Cistusröschen, deren Staubfäden auf äußeren Reiz reagiren, am Mittelmeer heimisch, Theepflanzen, neuholländische Grasbäume, die durch zierliche Formen, zarte Farben und Geruch ausgezeichneten Lilien von Japan und China, eine fast 200jährige Aloe — sind hervorsteckende Exemplare von in der Nähe befindlichen anderen Gruppierungen. Vor allen andern erregt eine auf und zwischen Felsstücken einheitlich arrangirte Pflanzenaufstellung unsere Aufmerksamkeit; geschaart, als um ihre Standarten, um 10 bis 15 Fuß hohe, astlose und fackelähnliche, oder kandelaberverzweigte, von unten bis oben stachelbewehrte Kaktusarten, während eine Mannichfaltigkeit kleiner, mehr nach den horizontalen Dimensionen ausgebreiteter Kakteen, darunter die Nährpflanze des Cochenilleinsekts, ferner Geppinnseln liefernde Daphnien, Agaven (die von der Mode gern zur Dekoration von Freitreppen, Schloß- und Villenveranden gebrauchte und meist fälschlicherweise Aloe titulirte Pflanze), die hier ihre erstaunlich rasch wachsenden, bis zu 20 Fuß Höhe sich erhebenden Blüthenschäfte wiederholt entwickelt haben — das Gefolge bilden. Die hochstämmigen mexikanischen Lilien (Yucca), die der Laie gewöhnlich einfach den Palmen einzureihen pflegt, schließen sich den vorigen noch an, um uns ein vegetatives Charakterbild des subtropischen Mexiko zu geben. Dieselbe Zone auf der südlichen Halbkugel wird zum Theil repräsentirt durch die sich daran anschließenden Moen, Euphorbien, Stapelien aus dem afrikanischen Kaplande.

Diese uns hier und noch weiterhin häufig begegnende Zusammenstellung von Charakterpflanzen eines größeren Landes oder bestimmter Vegetationszonen, die, soweit das die Anforderungen der Pflanzen an bestimmte Lage und Kultur, sowie andere Rücksichten zuließen, im ganzen möglichst systematisch durchgeführt ist, bildet einen weiteren, das populäre Interesse wesentlich anregenden Vorzug grade dieses botanischen Gartens. Noch finden wir in der Nähe eine weitere, die wärmer temperirte gemäßigste Zone Südamerikas veranschaulichende Gruppe, nämlich eine wesentlich chilenische Gewächse enthaltende, zu denen bekanntlich auch die bei uns jetzt als Zimmerpflanzen allgemein verbreiteten Fuchsen gehören, sowie einige Arten von Araukarien, jene unsern Nadelhölzern verwandten Zapfenträger, deren Blätter aber flach, breit und dreieckig, mit ihrer Basis den Zweig umfassen.

Wir finden ferner innerhalb einer besonderen Umgrenzung eine für den Mediziner und Pharmazenten besonders wichtige Anpflanzung und Aufstellung von 400 officinellen Gewächsen, die aber jedermann mit Interesse in Augenschein nimmt; in wehmüthiger Erinnerung daran, wie er unfreiwillig doch schon dieses oder jenes bittere und theuere Kräutlein habe heißen und schlucken müssen; da ist es hier doch freudiger anzuschauen! Die Rohprodukte dieser Pflanzen, aus Wurzeln, Früchten, Blättern bestehend, besonders soweit diese Theile an den lebenden, hier befindlichen Pflanzen nicht sichtbar sind, sind auf besonderen Etageren, in wohlverschlossenen Glasbüchsen neben ihnen aufgestellt. Auch diese Einrichtung ist im ganzen Garten durchgeführt; Blüthen, Zweige und Früchte von denjenigen Gewächsen, die aus klimatischen Gründen im Garten nicht zu voller Entwicklung kommen, die aber technisch, medizinisch oder sonst wissenschaftlich wichtig sind, und die man selten zu sehen Gelegenheit findet, sind in ungefähr 1000 Exemplaren, genau bezeichnet und erläutert, möglichst neben den Mutterpflanzen auf Stäbchen oder Etageren aufgestellt. Auch diese, ein botanisches Museum bildende, sonst nirgend so zugänglich zu findende Einrichtung vermehrt nicht wenig die Lehrhaftigkeit des Gartens.

Immer noch in diesem ersten Theile des Gartens gelegen, bemerken wir ein etwa 70 Fuß langes, zum Theil in die Erde vertieftes Warmhaus, das die seltensten und kostbarsten tropischen Gewächse enthält. Aus dem sehr großen Reichthum an solchen seien hier nur einige als Beispiele angeführt; so von morphologisch und physiologisch interessanten die Mimosen, welche auf äußeren Anreiz, Berührung, ja selbst nur plötzlichen Hauch, ihre feingefiederten Blättchen zusammenlegen; ferner die Schlangblattpflanzen, welche einen dem Pepsin des thierischen Magens ähnlichen Stoff absondern, der organische Stoffe (wie Fleisch, kleine Insekten) zerseht und verdaut. Da sind weiter zu finden medizinisch-pharmazeutisch wichtige tropische Gewürzpflanzen, wie der Chinarindenbaum, Kolumbowurzel, Koffelkörner, Pfefferarten, Vanille, Zimmtarten, Gummi-Gutti, Gutta-Percha, Perubalsam, sowie Krähenaugenbaum und Ipekuanha, Croton, Cajaputöl-

und Kokapflanzen. Von geschätzte Nahrungsmittel liefernden Pflanzen sind hier zu finden: der neuerdings oft erwähnte, genießbaren Milchsaft liefernde Kubbbaum, Encephalartosarten oder das Kaffernbrot vom Kap, die Sago-, Wein-, Kohl- und Wachspalmen, sowie der Kokosnußbaum. Es sind dann noch zu nennen technisch wichtige Pflanzen, wie das Blauholz, das brasilianische Roth- oder Fernambukholz, ferner Mahagony-, Baojanto- (fälschlich Palisander) und Ebenholzbäume u. a. m., welche ein Bild des Aussehens der lebenden Pflanzen dieser bei uns so häufig verarbeiteten Hölzer geben, während man an der Temperatur des Raumes zugleich eine Vorstellung der Anforderungen an Wärme und Feuchtigkeit gewinnt, welche sie in ihrer Heimat stellen. Schließlich werden in diesem Hause noch die berüchtigten tropischen Giftpflanzen gezogen: die vielgenannten javanischen Upasbäume, und die von Meyerbeer auf die Madagaskar bedeckenden Bretter versehten Manzanillbäume, die aber in Wirklichkeit ausschließlich im tropischen Nordamerika zu finden sind. Noch giftiger soll der Malamujer (böse Frau) genannte Baum sein. Südwestafrika ist in dieser üblen Gesellschaft vertreten durch die berüchtigte Kalabarbohne, die nach dem übereinstimmenden Bericht der Forschungsreisenden, von den dortigen Priestern und ihnen verbündeten mächtigen Personen zu den sogenannten Gottesurtheilen, d. h. zu abgeseimt heimtückischem Ausdemweggeräumen solcher irgendwie hinderlicher Personen benutzt wird, welche dabei soviel Besiß haben, daß der bei dieser „heiligen“ Prozedur zu entfaltende Hofuspotus der Mühe lohnt.

Beim Weiterstreiten in der Eingangsallee und vorbei an einer Steinpartie mit sämmtlichen bei uns im Freien ausdauernden Farnen, gelangt man in einen kleinen Wald, von Bäumen gebildet, die in den mittleren und nördlichen Vereinigten Staaten heimisch, bei uns aber auch größtentheils längst akklimatisirt sind, wie Zuderahorn, Scharlachbeere mit eßbaren Früchten, Kanadakaftanien u. a. Ein Anschlag gibt dabei eine vergleichende Uebersicht der Waldbäume von Nordamerika und Europa.

Es schließt sich daran eine morphologisch-physiologische Partie, welche theils aus trocknen ganzen Baumstämmen, theils aus Abschnitten, Durchschnitten und Theilstücken besteht und bestimmt ist, als Erläuterung zu dem normalen, sowie auch in einzelnen Exemplaren zu dem anormalen Wachsstum der baumartigen Holzgewächse zu dienen.

Wir gelangen nun an der nördlichen Grenze des Gartens zu den in einer Reihe nebeneinander liegenden großen Gewächshäusern. Das erste, etwa 110 Fuß lang, ist hauptsächlich bestimmt zur Aufnahme von Farnen der wärmeren Zone, deren hier gegen 300 Arten vorhanden sind, und denen überhaupt große Exemplare tropischer, besonders officineller Gewächse beigelegt sind. Es seien davon nur erwähnt: Der Kubebenpfeffer, die Matetheepflanze, Seifenbaum, Piment, der Kaffee-, Angosturarinden-, Baumwollenbaum, Hymenäen- oder Kopalbäume und Gummilack; dann tropische Frucht bäume, wie Anonen, Bananen, Pfirsang oder Musaceen. Da ist ferner zu finden der Topfbaum mit der merkwürdigsten Frucht der Erde, die einer heidnischen Urne mit Deckel gleicht. An den Pfeilern schlingen sich Lianen, während auf Etageren wiederum zahlreiche Produkte dieser Gewächse, Früchte und Blüthen, zur Ergänzung dienen.

Es fehlen auch hier nicht die tödtlichen Giftpflanzen der heißen Gegenden, repräsentirt unter andern durch den Gottesurtheilbaum Madagaskars, die Tanghinia veneniflua, die furchtbar giftige Paulinia Curare, welche den Indianern Südamerikas das Pfeilgift Curare liefert\*), während aus der näherverwandten Paulinia sorbilis das heilkräftige Guarana bereitet wird, dessen wirksamere Bestandtheil identisch ist mit Thein (Kaffein). Da ist ferner Jatropha Manihot, deren Wurzelensaft Blausäure liefert und zugleich das als Nahrungsmittel dienende Tapiokamehl enthält.

Das danebenliegende Gewächshaus besteht aus sechs getrennten Abtheilungen, hauptsächlich bestimmt für den Winteraufenthalt der Pflanzen von Australien und dem Kap, und derartig getheilt, um verschiedene Gruppen, wie fettblättrige Pflanzen, Farntäuter, Bananen, Palmen, Orchideen, welche verschiedene Grade von Wärme und Luftfeuchtigkeit verlangen, gesondert kultiviren zu können. Durch eine Warmwasserheizung wird eine bestimmte, genau regulirbare Temperatur unterhalten, sodaß man dieselbe

\*) Diese Angabe nach Professor Göppert. Gorup-Besanez läßt in seiner „Organischen Chemie“ dagegen das Curare von den Javanesen aus Strychnos Tieute und vielleicht andern Strychnosarten bereitet werden. — Die Benutzung des Curare seitens unsrer Biwisektoren wird ihnen bekanntlich als nicht geringste Sünde registriert. D. Verf.

in den einzelnen Abtheilungen wechselnd von 8 bis 20 Grad antrifft. Aus dem gegenwärtigen Inhalt sei nur hervorgehoben eine neu eingeführte Knollenpflanze von den Philippinen (Amorphophallus), deren Wurzelknollen von 12 bis 25 Pfd. Gewicht zuerst eine metergroße Blüthe treibt, welche beim Aufplatzen einen abschreckend aasähnlichen Geruch aushaucht; nach deren Abwelken erscheint der Schaft des einzigen Blattes, der schlangenartig, dunkelgrün und gelb gefleckt sich bei starker Armesdichte bis 10 Fuß Höhe erhebt und dann erst die schirmförmige, palmenartige Blattkrone entfaltet.

Ein mit den erwähnten im Zusammenhang stehender anderer Raum aber zieht unsere Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich. An seinen Glaswänden rinnt trotz der im Freien herrschenden sommerlichen Temperatur innen das Wasser herab: es ist ein Barmaquarium. Die Atmosphäre in diesem Raum ist in der That dampfbadähnlich, 25 Grad warm und mit Feuchtigkeit gesättigt. Ein die Mitte und überhaupt den größten Theil des Raumes einnehmendes Bassin von über 25 Fuß Durchmesser enthält bei unserem Besuch in vollster Entwicklung die Hauptzierde der stilleren Seitengewässer des Amazonasstroms, die vielgenannte, selten gesehene *Victoria regia*. Ihre oben grünen, unten purpurrothen, am Rande etwas aufgebogenen, länglich-runden Blätter, die einen Durchmesser von 5 bis 6 Fuß erreichen, schweben nachenähnlich auf dem Wasser. Die Berichte von Reisenden, daß Reiher, Flamingos und andere große Wasservögel, sowie Kinder von sechs bis acht Jahren auf diesen Riesenblättern sicher sitzen und herumgehen können, erweisen sich als nicht gefabelt, da Prof. Göppert auf Blätter der hier gezogenen Pflanze eine Last von bis 60 Pfund Sand aufbringen konnte, ehe dieselben unterjanken. Diese enorme Tragfähigkeit ist nur erklärlich durch die gewaltigen, einem Baugerüst ähnlichen Verzweigungen, welche der ganz im Wasser befindliche Blattstiel aufweist. Die sich stets gegen Abend öffnende Blüthe, von mehr als hundert Blumenblättern, zuerst weiß, allmählich ins karminrothe übergehend, gleicht vollständig der unserer Seerosen in allerdings sehr erheblicher Vergrößerung. Um diese Riesenpflanze gruppieren sich, theilweis

in vier kleinen Bassins in den Ecken des Raumes, unter andern die mythische Lotosblume, die Wassermimose, die Papierstaude des Alterthums, Reis, Zuckerrohr, sowie die Telegraphenpflanze vom Ganges, so genannt, weil die beiden Seitenblättchen ihres gedrehten Blattes sich in beständiger Bewegung befinden; sie beschreiben in einer halben Minute mit ihren Spitzen einen Viertelkreis und kehren ebenso langsam und regelmäßig in ihre frühere senkrechte Stellung zurück.

Aber diese für den Amazonasstrom ganz schickliche Atmosphäre ist für einen den klimatischen Verhältnissen des Oderstroms angemessenen Bekleideten nicht allzulange zu ertragen. — Wir wandern daher weiter nach dem dritten Gewächshaus, dem eigentlichen Palmenhaus, für hochstämmige, tropische Kinder der Flora, dessen 20grädige Temperatur uns nun kühl und erfrischend anweht. Es besteht aus drei Abtheilungen, dessen mittlere von etwa 43 Fuß Höhe, gefüllt mit theils hochstämmigen, theils durch riesige Entwicklung der zierlichen Blattwedel ausgezeichneten Palmen, Pandaneen, Stuhlrohr- (Rotang) und Bambusrohrpflanzen, Pflanz, Zimmbäume, Condamineen und Farnen mit bis 20 Fuß langen Wedeln, in dieser Gruppierung und Gedrängtheit uns erst recht eigentlich eine Vorstellung von üppiger tropischer Vegetation geben. Die beiden anderen Abtheilungen des Gebäudes geben während des Sommers den allergrößten Theil ihres Inhalts zu Aufstellungen im Freien ab. Dafür findet in dem einen dieser Glasseile in derselben Zeit eine Abtheilung des Gartenuseums ihre Aufstellung. Besonders Dank schuldet das große Publikum dem Direktor zumal für die Zusammenstellung der in unsern Gegenden wachsenden eßbaren, giftigen und zweifelhaften oder verdächtigen Pilze, theils in präservirten Exemplaren, theils in großen, colorirten Abbildungen, die sich hier, mit den gewohnten genauen deutschen Bezeichnungen und mit Erläuterungen vereinigt finden. Bei dem nachgewiesenen hohen Nährwerth der Pilze, der dem des Fleisches sehr nahe steht, ist die verhältnißmäßig sehr beschränkte Benutzung dieses Nahrungsmittels vor allem der Furcht sehr vieler zuzuschreiben, durch Verwechslung mit giftigen Arten ihre Gesundheit geschädigt zu sehen. (Schluß folgt.)

## Tschungkuë, das Reich der Mitte.

Studie von Maximilian Dittich.

(I. Wahrscheinliches Resultat einer Abstimmung aller Menschen, welches Volk das vornehmste wäre auf Erden. — Das Alter der chinesischen Geschichte. — Heiland Laotse, Reformator Konfutsse und des jungfrau-geborenen Gottmenschen Saksamuni Gautama Buddha imposante Religionslehre. — Christus und Buddha.)

Es sind wunderliche Menschen, die im Durchschnitt kaum fünf Fuß hohen Glattköpfe mit dem langen Pops, dem runden Gesicht und den enggeschlossenen Augen, die so gestellt zu sein scheinen, als ob das eine vorsichtig nach Norden schauen müsse, woher der russische Bär steten Angriff droht, während das andre Auge die Aufgabe erfüllt, den Süden und Südosten zu bewachen, wo die fränkischen Barbaren einen Hafen nach dem andern für ihren verderblichen Handel und ihre verderblichen Sitten zu erschließen trachten.

Für unsre modern-europäischen Begriffe mehr als wunderbarlich sind diese Söhne von Tschungkuë, dem Reiche der Mitte.

Wir Europäer halten uns offengestanden für den Mittelpunkt der Menschenwelt, für die Krone der Menschheit. Wenn wir eines Tages acht demokratischem Prinzipie gemäß die ganze Menschheit darüber abstimmen ließen, so würden wir sicherlich eines besseren belehrt werden.

Angenommen, die ganze Christenheit, die Weiblein eingerechnet, stimmte wie ein Mann dafür, daß wir Europäer der Stolz und die Zierde der Menschheit wären, so brächten wir es auf knapp 350 Millionen Stimmen. Thäte uns die ganze kaukasische Rasse, wieder Kind und Regel mitgerechnet, den Gefallen, so bekämen wir mit Ach und Krach 400 Millionen zusammen, und vereinigten sich mit den 295 Millionen, die wir in Europa selbst aufzählen, Türken u. s. w. mitgezählt, auch alle Amerikaner in Süd und Nord, über 80 Millionen stark, und meinetwegen noch die 4 Millionen Australier, die freilich hauptsächlich aus Polynesiern und Papuas bestehen, so kriegten wir noch nicht einmal die 400 Millionen Stimmen zusammen.

Aber unsre Konkurrenten in der Civilisation und im Selbst-

gefühl — die Chinesen —, sie brauchen sich keine einzige Stimme zu erbetteln, können sich sogar für die Stimmen aller Nicht-Chinesen, überhöflich, wie sie sind, bedanken, nur was einen Pops trägt auf sonst säuberlich geschornem Schädel geht zur Abstimmungsurne, und — ich will nicht selig werden, wenn's nicht wahr ist! — wir Europäer, Christen und Kaukasier sind um wenigstens 50 Millionen Stimmen geschlagen und die Selbstgefächter mit den hervorstehenden Backennochen und der niedrigen Stirn sind erklärt als höchste Leistung der Mutter Natur in ihrer vornehmen Eigenschaft als Menschenbildnerin.

Nicht nur das Uebergewicht der Zahl gibt den Chinesen das Recht, ihr Reich für das Reich der Mitte, sich für die Blume der Menschheit zu halten. Die Größe ihres Reichs, das Alter ihrer Geschichte, ihrer Literatur und Kultur, die Entwicklung ihres Ackerbaus und ihrer Industrie, ihre erstaunliche, unerreichbare Handels- und Gewerbetriebsamkeit, die ungeheure Gelehrsamkeit ihrer Doktoren und Professoren gibt ihnen nicht minder Grund, verächtlich auf uns Europäer herabzusehen und der felsenfesten Ueberzeugung zu leben, daß das Kaiserreich des Himmelssohnes, wie es vieltausend Jahre bestanden hat, fortbestehen wird in alle Ewigkeit, während unsere europäischen Staatengebilde vergehen und sich neu bilden und wieder vergehen werden, um vielleicht in jene Roheit und totale Unkultur zurückzufallen, aus der die modernen Kulturvölker sich erst in sehr bescheidenen Anfängen erhoben hatten, nachdem die Chinesen mindestens schon viele Jahrhunderte einer hohen Civilisation hinter sich gebracht.

Unsere deutschen Mitbürger blicken mit Genugthuung auf den stattlichen Umfang des geeinigten deutschen Reichs — und die 10 000 Quadratmeilen seines Flächeninhalts sind in der That kein Pappentitel! China freilich — China ist ungefähr 19mal größer! Ganz Europa selbst mit seinen 173 000 Quadratmeilen ist noch um ein Territorium, viermal so groß, als das deutsche Reich, kleiner als China.

Die Geschichte des deutschen Reichs ist tausend Jahre alt; sie beginnt mit der Theilung des von Karl dem Großen zur höchsten Blüte gebrachten fränkischen Reiches durch den Vertrag von Verdün im Jahre 843 nach Christi Geburt. Verfolgen wir unsere germanischen Altvordern, bis dahin, wo die Fackel der Geschichte in das Dunkel ihrer Wälder auch nur noch den leinsten Lichtschimmer fallen läßt, so sehen wir 950 Jahre vor der Gründung des Reichs, um 115 vor Christi Geburt, die beiden kriegsgewaltigen Stämme der Cimbern und Teutonen aus ihren Wohnsitzen an den Küsten der Ostsee ausbrechen, um in die sonnige Italia zum heißen Kampf um reichen Länder- und Beutegewinn hinauszutreiben. Die Römer und Griechen sind die Väter unserer Kultur, unsere geistigen Ahnen, wie die blondlockigen, breitschultrigen Barbaren des germanischen Nordens unsere leiblichen; der sonnige Tag der griechisch-römischen Kultur ging zu Rüste, als vor den Augen der Cimbern und Teutonen sich die ungeahnten Wunder derselben aufthaten; und doch ist die Geschichte des römischen Volks um kaum 400 Jahre älter, als die der Germanen, und die Geschichte der Griechen reicht noch nicht 500 Jahre weiter, als die römische, zurück in die Nacht der Vergangenheit.

Machen wir die Geschichte dieser sogenannten klassischen Kulturvölker in Italien und Griechenland zu der unsern, wie wir ihre Kultur zu unserm Eigenthum gemacht haben und heute noch mehr und mehr zu unserm Eigen erobern, so können wir auf eine Geschichte von fast 3000 Jahren pochen und uns etwas darauf einbilden.

Nur vor den Chinesen dürfen wir nicht damit prahlen, wenn wir nicht mit gutem Zug ausgelacht werden wollen. Sie hatten ihre Reichsgeschichtsschreiber in nie unterbrochener Reihenfolge schon ein und ein halbes Jahrtausend lang, ehe der Urvater unserer Poeten, der alte Homer, der Griechen erste, gewaltige, aber doch nur sagengeschichtliche Heldenthat, den Kampf um Troja, besingen konnte.

Die Griechen, diese unsre vornehmsten Kulturahnen, rühmten sich ihrer sieben Weisen, deren Namen in den Schulen der Gegenwart noch den lernbegierigen Schülern eingepägt werden.

Die Chinesen verehren zehn Weise, die an Weisheit den sieben Weisen Griechen nicht nachstehen und an historischen Erfolgen sie weit überragen.

Einen Christus besitzen die Chinesen in Laotse (auf deutsch merkwürdigerweise: das alte Kind), dem tiefsinnigen Propheten ihres siebenten Jahrhunderts vor der christlichen Zeitrechnung, der in dem Buche Taoteking, zu deutsch: Weg zur Tugend, seine Lehren niedergelegt hat. Nach ihm gibt es ein höchstes Wesen, d. i. die Weltvernunft, die zu erkennen und ihr in höchster sittlicher und intellektueller Bervollkommnung nachzustreben, die höchste Weisheit, das einzig berechtigte Streben des Menschen ist. Die höchste Sittlichkeit ist zu finden in der Reinheit des Herzens, in Ruhe der Seele und der Herrschaft über die Begierden. „Nur der,“ heißt es im Taoteking, „der ganz frei ist von Leidenschaften, wird im stande sein, das höchste geistige Wesen zu erfassen; der dagegen, dessen Seele beständig von Leidenschaften getrübt ist, sieht nur das Endliche — die Schöpfung.“

Wie das Christenthum lehrt die Tao-Religion den Dualismus, die Zweisheit und Gegensätzlichkeit von Leib und Seele, und die Unsterblichkeit der letzteren. „Nicht ist das Verlassen des Körpers für uns ein Unglück, sondern in Wahrheit wird es heißen: „wir haben das ewige Leben empfangen.“

Ganz gleich dem Christenthum, nur eben soviel früher als dieses, daß die Jesuitenmissionäre des 17. und 18. Jahrhunderts meinten, den Chinesen sei das Christenthum selbst ein Jahrtausend früher, als den Juden und also auch den wirklichen Christen geoffenbart worden, — ganz gleich dem Christenthum, sage ich, lehrt die Religion Laotse's Abtödtung des Fleisches, Entsagung gegenüber den irdischen Freuden und Verzicht auf alle Geschäfte und Handlungen des Alltagslebens. Und im Taoteking finden wir eine Menge von Stellen, welche in der Uebersetzung genau so klingen, als wären sie einfach aus dem „Neuen Testamente“ abgeschrieben.

Für die Abtödtung des Fleisches und das Zurückziehen von den Geschäften und Freuden der Welt waren die Chinesen aber schon vor zweieinhalb Jahrtausenden zu weltverständnis. Darum folgte dem schwärmerischen chinesischen Heilande Laotse auf dem Fuße der weltlich geinnte große Sittenlehrer Konfutsse (Confucius), d. i. Lehrer Kong, im sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt.

Der Sinn der Menschen, ihr Handeln und Denken völlig und ausschließlich auf das Irdische zu richten, das war die den Lehren der Tao-Religion schnurstracks entgegenwirkende Aufgabe des Konfutsse.

Den tief-innern Sinn der Tao-Religion, die erhabenen Spekulationen über die Weltvernunft, konnten die Chinesen von damals natürlich ebensowenig durchdringen und in ihrer geistigen Reinheit erfassen, als irgendein Volk bis zum heutigen Tage dazu fähig gewesen wäre, ein menschenähnlich gedachter Schöpfer drängte sich jedenfalls so gut wie bei andern religiösen Völkern an die Stelle der höchsten unpersönlich gedachten, das All durchdringenden Vernunft. Solchen Widerjinn bekämpfte des großen Konfutsse klarer Verstand. Nirgend in seinen Schriften spricht er von einer Schöpfung und einem Schöpfer oder von sittlicher Weltordnung. Eine aufs höchste gesteigerte Pietät gegen die Vorfahren ist seine einzige, über die Grenze des eigenen Lebens des Individuums hinausgehende Idee, welche in seinem Moralsystem Platz hatte, sie ist auch die Grundlage desselben. Bürgerlicher Ordnungssinn, Gehorsam gegenüber den Gesezen, und Humanität, d. i. Billigkeit, Duldung, Versöhnlichkeit, allgemeines Mitgefühl, legt es dem Volke, Gerechtigkeit und Milde gegen das Volk den Fürsten ans Herz. Und seltsam! Wie durch Laotse werden wir auch durch die Lehren des Konfutsse ans Christenthum erinnert. Das „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat“, auf welches der Nazarener ein so großes Gewicht legte, ist das A und O der Staatsmoral des chinesischen Weisen, und mehr als eine Stelle von Jesus berühmter Bergpredigt ist dem Chinesen nahezu wörtlich nachgesprochen!!

Aber wie die Tao-Religion nicht die Weisen und Gebildeten befriedigen konnte, so vermochte die götter- und mysterienlose, für gedankenarme Menschenkinder trostlos nüchterne und öde Lehre des Konfutsse dem ungebildeten Volke nicht zu genügen.

Daher sehen wir vom zweiten Jahrhundert vor Christi an die merkwürdigste und — sagen wir es nur ohne jene vielbeliebte, der Wahrheit widersprechende Rücksicht auf die Religion, in deren mächtigem Damm wir aufgewachsen — auch die gedankenreichste und gedanken tiefste, die großartigste Religion, welche die Kulturgeschichte kennt, diese sehen wir im Reiche der Mitte Anhänger und um den Beginn unserer Zeitrechnung herum als Staatsreligion Anerkennung gewinnen.

Es war die Religion des Buddha, der das Christenthum bis heute noch nicht einmal in der Zahl seiner Anhänger den Rang abzulaufen vermochte. Ziemlich soviel millionen Menschen mehr, als sich zur evangelischen Konfession bekennen, verehren in Buddha ihren Heiland und einer, freilich nicht überweltlichen Gottheit Sohn, wie Katholizismus, Protestantismus, griechische Kirche und alle übrigen christlichen Sekten zusammen.

Und nun der innerste Kern — der Ideeninhalt!

Der Buddhismus umspannt alles menschliche Wissen nach allen seinen Richtungen und Verzweigungen hin mit einem ungeheuren, nie und nimmer auszufüllenden Rahmen. Er läßt sich nicht mit einer Welt genügen, sondern versteht von millionen und abermillionen zu weisagen. Nach ihm war von Uraufgang her der unendliche, bis zur völligen Leere ins Unendliche verdünnte Stoff. Durch dessen Verdichtung entstanden die ersten Welten, die wieder zerstört wurden durch Verdünnung, Ausdehnung und Verflüchtigung des Stoffes. In ihrer unendlichen Reihe stehen die Welten mit einander in innerem nothwendigen Zusammenhange, und alles, was da ist, wird regiert von einer unbegreifbaren Nothwendigkeit mittels des obersten Weltgeistes von Ursache und Wirkung. Die Welten folgen stufenweise aufeinander, eine ist immer vollkommener als die andre, Sondergestaltungen und belebte Wesen entstehen durch die Wirkungen von Feuer und Licht, und das Gesetz der Bervollkommnung beherrscht wie die Welten so auch die belebten Wesen, die, von Welt zu Welt wandernd, sich allgemach mehr und mehr vergeistigen bis zur höchstmöglichen Stoffverdünnung und Verflüchtigung, d. i. bis zur Rückkehr in den Urzustand alles Seienden, der da ist Nirwana, der Zustand der reinen Geistigkeit und absoluten Ruhe und Glückseligkeit.

Der Mensch steht nach dem Buddhismus auf der Grenze zwischen Glück und Unglück. Wahres Glück besteht in der völligen Bedürfnis- und Begierdenlosigkeit. Der Kern des menschlichen Wesens aber ist der Drang nach Befriedigung immer neu sich gebärender Bedürfnisse, nach Stillung immer wieder hervorbrechender Begierden. Daher kommt alles Elend in der Welt und darum kann der Mensch nie vollkommen glücklich werden;



in der nächsthöheren Wesensstufe überwiegt bereits das Glücksgefühl, das, je weiter hinauf jedes Wesen fortschreitet, desto mehr zunimmt.

Hier auf Erden gilt es nun, der späteren Begierden- und Bedürfnisüberwindung vorzuarbeiten, die Vergeistigung zu beschleunigen. Deshalb soll jeder Mensch sich eifrig bemühen, seine Leidenschaften zu unterdrücken und durch Beispiel und Lehre auch an dem Heile seiner Mitmenschen arbeiten. Wer zügellos und lasterhaft lebt, ist seines eignen Unheils Schmied, denn auf jeder Stufe der Wesensentwicklung ist das Wesen nichts andres, als das Geschöpf seiner eignen Vervollkommnungsarbeit auf der vorangehenden Stufe. Alle Menschen sind Brüder und einander gleich. Rasten und Rang sind bedeutungslos und verwerflich, nicht minder ist es, nach Buddha, das Eigenthum. Auch nationale Beschränktheit kennt der Buddhismus nicht.

Dabei ist er von dem warmen Hauche absolutester Toleranz und bewundernswerther Freisinnigkeit durchweht. Keine andre Religion verwirft er ganz, allen tritt er nur gegenüber als höchste, erleuchtetste Religionsform, zu der alle andern sich verhalten wie der Widerschein zum Schein, das schwache Abbild zum Vorbild, oder auch wie mangelhafte Vorbereitung zur erhabenen Vollendung.

Aus diesem Grunde war der Buddhismus in höherem Grade, als selbst das gegen alle möglichen Arten des Volksaberglaubens gleichfalls tolerante Christenthum geeignet, andre Religionen zu verdrängen. Der Buddhismus behandelte sie alle nur als niedere Formen der Erkenntniß; er suchte sie nicht zu vernichten, sondern zu durchdringen, duldete, daß sie sich wie Schlacken an den glänzenden Stahl seiner imposanten Weltanschauung ansetzten.

Das war seine Stärke, aber auch seine Schwäche; wie es ihn vorzüglich fähig machte, andre Religionen aufzusaugen, so belastete es ihn auch mit dem Fluche, mehr wie andre verballhornt und entstellt zu werden.

Am klarsten zeigt sich beides in China, wo der nüchterne, im Verhältniß zur Buddhalehre äußerst geistesbeschränkte Konfuzianismus heute noch dem Namen nach nicht untergegangen ist; aber auch nur dem Namen nach und als äußerlich festgehaltene Richtschnur für das praktische Leben. Man braucht den durchsichtigen Schleier der Konfuzje-Moral, mit dem das moderne Chinesenthum kokettirt, garnicht erst zu lüpfen, um überall auf den ausgesprochensten, freilich von aller denkbaren Thorheit, allem nur ersinnlichen Wahn verunstalteten Buddhismus zu stoßen.

Wie wir sowohl bei der Taoreligion als bei der Lehre des Konfuzje auf merkwürdige Aehnlichkeiten mit dem Christenthum gestoßen sind, so begegnen wir ihnen auch bei dem Buddhismus, und bei diesem mehr als bei irgendeinem sonstigen Religionsysteme.

Die christliche Nächstenliebe gleicht der buddhistischen Brüderlichkeit wie ein Ei dem andern. „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!“ rief der Heiland von Nazareth den Armen und Niedrigen zu, und der Heiland von Benares, Buddha, that es nicht minder. Und wie dieser wanderte fünf- bis sechshundert Jahre später sein jüdischer Nachfolger, von Jüngern aus dem Volke umgeben, seine Heilslehre predigend, im Lande umher.

Aber das ist noch lange nicht alles, was die beiden Stifter der beiden siegesmächtigsten Religionen gemein haben.

Jesus ward bekanntlich von einer Jungfrau geboren. Sakjamuni (d. i. der Lehrer aus dem Geschlechte der Sakja) mit dem Beinamen Gautama (der Einsiedler) und Buddha (Weiser) auch. Die Mutter des Nazareners hieß Maria, die des Buddha Maja. Beide waren verlobt, als sie den Heiland auf übernatürliche Weise empfangen; Maria mit einem Zimmermann, — Maja, die Königstochter, mit einem Königssohne. Letztere befruchtete ein fünffarbiger Strahl, der durch eine Wunde an ihrer Seite ihr in den Leib drang.

Am vierzigsten Tage nach Jesu Geburt, nach vorhergegangener Beschneidung, fand seine Darstellung im Tempel statt. Dort erwartete den „Troßt Israels“ der alte, gottesfürchtige Simeon, um ihn als den lang erwarteten Messias zu begrüßen und zu verkünden. Bei Buddha's Taufe spielte die Rolle des Simeon der alte heilige Asta, der in tiefer Nüchternheit die künftige Größe des Neugeborenen weissagte.

Als Jesus zwölf Jahre alt war, fanden ihn die Eltern eines Tages im Tempel mitten unter den Schriftgelehrten, die er anhörte und fragte. „Und alle, die ihm zuhörten, verwunderten sich seines Verstandes und seiner Antworten.“ Buddha läßt

die Sage schon in seinem siebenten Jahre ähnliches erleben. Er zeigt sich als so junger Knabe vor seinen Lehrern derart verständig und weise, daß sie es aufgaben, ihn zu belehren, denn er wußte längst alles, was sie ihm mitzutheilen vermochten.

Um Jesus auf sein großes Werk vorzubereiten, ward er „vom Geiste in die Wüste geführt, auf daß er vom Teufel versucht würde. Und da er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn. Und der Versucher trat zu ihm“, der Teufel, und wollte ihn verführen, aus Steinen Brot zu machen, sich von der Rinne des Tempels hinabzulassen, um sich die Anbetung des Volkes im Sturme zu erobern, und versprach ihm schließlich alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, wenn er niederfallen wolle, ihn, den Satan, anzubeten. Der Teufel machte natürlich mit alledem gründlich Fiasko, und Jesus fing von der Zeit an, zu predigen.

Auch Buddha entsagte der Welt, um sich in der Einsamkeit auf seinen hohen Beruf vorzubereiten. Er fastete und fastete sich aber nicht vierzig Tage, sondern sechs Jahre, und zieht sich sogar noch ein zweitesmal in die tiefste Waldeseinsamkeit zurück, um noch neunundvierzig Tage darin auszuhalten. Nun kommt zu ihm wie zu Jesus der Teufel und versucht ihn, indem er ihm die Freuden der Welt verheißt, aber Buddha siegt gleichfalls über die Veruchung und sammelt von dieser Zeit Apostel um sich und predigt seine Lehre dem Volke.

Diese Momente der Uebereinstimmung zwischen den Ueberlieferungen von Geburt und Leben des christlichen und buddhistischen Heilands sind zu zahlreich, sie ähneln und decken einander viel zu sehr, als daß sie Ergebnisse des Zufalls sein könnten. Eine der beiden Religionen hat offenbar die Traditionen der andern einfach kopirt; das ist wahrscheinlich nicht absichtlich geschehen, nicht Frucht eines frommen Betruges, sondern eine Folge der Wanderung solcher Ueberlieferungen von Mund zu Mund, von Volk zu Volk, und aus einem Religionsgebiet ins andre; eine Wanderung, auf der jedenfalls mehrfach Verticlichkeiten und Volkstheile berührt wurden, die weder von der einen noch von der andern Religion genug wußten, um festzuhalten, welcher die betreffenden Mittheilungen von Rechtswegen zugehörten.

Daß der ursprüngliche Eigenthümer dieser Details von dem Leben des Heilands der Buddhismus war, dafür spricht das höhere Alter desselben. Ehe das Christenthum noch geboren ward, hatten sich die Buddhisten sicherlich schon um die Lebensschicksale ihres Religionsstifters gekümmert und die Priester dafür gesorgt, daß deren Geschichte sich den Herzen der Gläubigen fest einprägte.

Daß nun dennoch von den Traditionen der christlichen Kirche eine oder die andre von Geburt und Leben ihres Messias eindruckten konnte in die der buddhistischen, braucht nicht bestritten zu werden; äußerst unwahrscheinlich aber ist, daß sich fremde Ueberlieferung fast vollständig an die Stelle einer bereits eingebürgerten zu drängen vermochte, so zwar, daß die ältere jede Spur selbständiger Existenz verlor; umso mehr, als das Selbstgefühl der weitaus verbreiteteren älteren Religion solchem Aufgeben des eigenen Legendenbesitzthums wohl als unüberwindliche Schranke entgegengestanden hätte.

Wir haben also alle Ursache, die Behauptung gelehrter christlicher Theologen, die Buddhasagen seien der Lebensgeschichte Christi entlehnt, zurückzuweisen; solche mit den nächstliegenden Geschichtsannahmen in grellem Konflikte stehende Behauptung bedürfte zwingender Beweise, wenn sie acceptirt werden sollte.

Dem unparteiischen Beurtheiler bleibt demnach nichts andres übrig, als einen Theil der Erzählungen des Neuen Testaments, über dessen Entstehungszeit man bekanntlich noch garnicht im reinen ist, als eine Kopie der bezüglichlichen Buddhasagen zu betrachten, eine Kopie, die, meinem Geschmack nach, als nicht immer gelungen bezeichnet werden kann.

Diese Annahme erscheint übrigens umso gerechtfertigter, wenn man bedenkt, daß die christliche, speziell römisch- und griechisch-katholische Hierarchie, die gesammte Priesterorganisation auch nichts weiter ist, als eine Nachahmung der buddhistischen bis in die unbedeutendsten Details hinab.

Die Buddhisten haben heute noch ihren Papst und ihre Kardinäle, ihre Bischöfe und Weltpriester, ihre Mönche und Nonnen. Sie taufen ihre Kinder wie wir, sie konfirmiren sie, sie lesen Messen, beten Paternoster, nehmen dabei Rosenkränze zuhülfe, hantiren mit geweihten Kerzen, bejpredigen sich mit Weihwasser,

\*) Evang. Luc. 2, 47.

\*) Evang. Matth. 4, 1—3.

haben genau wie die katholische Kirche ihre Fest- und Fasttage, veranstalten gewaltige Wallfahrten und Prozessionen, senden oder sandten früher wenigstens Missionäre aus, halten Konzilien etc.

Die christlichen Theologen haben allerdings auch diesen Thatfachen gegenüber die erstaunliche Kühnheit besessen, welche zu der Behauptung gehörte, dies alles hätte die verbreitetere buddhistische Religion der weniger verbreiteten christlichen, die ältere der jüngeren nachgemacht. Schade nur, daß die Buddhisten nachgewiesenermaßen schon taufte, lange ehe Johannes Jesum im Jordan getauft hat, daß eine wohlgegliederte buddhistische Priesterschaft schon Jahrhunderte bestand, bevor an christliche Priester nur gedacht wurde, daß die Buddhisten um das Jahr 250 v. Chr. Missionäre aussandten in ferne Lande, daß das letzte ökumenische Konzil der Buddhisten, das in Kaschmir, ungefähr 400 Jahre vor dem ersten ökumenischen Konzil der Christen, dem zu Nicäa im Jahre 325 nach Christus stattfand, — und was der ganz

unwiderleglichen Beweise gegen die christlich-theologische Auffassung der Beziehungen des Christenthums zum Buddhismus mehr sind.

Schlimmer als das Christenthum ist die geistvollste Richtung der neuesten deutschen Philosophie mit dem Buddhismus ungesprungen. Jenes hat Anleihen bei ihm gemacht, diese hat es auch gethan, aber sich damit nicht begnügt, sondern den Darlehensgeber dadurch kompromittirt, daß es das Entlehene in total entstellter Form den Blicken des modernen Publikums darbietet. Das Nirwana der Buddhisten hat der schopenhauer'sche Pessimismus der Welt als ihr Ziel und Zweck präsentirt. Schopenhauer versteht aber unter Nirwana nicht die durch völlige Vergeistigung gegebene absolute Ruhe und Glückseligkeit, sondern das Nichtsein, die völlige Vernichtung, woran der ursprüngliche, reine Buddhismus seiner ganzen Anlage nach nicht gedacht haben kann.

(Schluß folgt.)

## Mein Freund, der Klopfsgeist.

Eine Spiritistengeschichte aus dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. Von S. G.

(VII. Im Kampfe mit mir selbst und mit den wissenschaftlichen und tatsächlichen Mysterien des Spiritismus.)

Das Geschwäh des Barbiers hatte mich sehr unangenehm berührt. Mit untergeschlagenen Armen ging ich hastigen Schrittes im Zimmer umher. Ich entsetzte mich beinahe vor mir selber, als mein Blick im Vorübergehen unabsichtlich den hohen, kristallklaren Wandspiegel streifte.

Mein Gesicht war blaß, wie das eines schwer Kranken; die Augen lagen tief in ihren Höhlen und schauten so finster in die Welt, wie ich mich selbst noch nie gesehen zu haben erinnerte.

Und ich fühlte mich auch krank — krank am Geiste und Gemüthe. Wie war alles so anders gekommen, als ich geglaubt, gehofft hatte zu jener Zeit, da ich diese Wohnung bezog. Wie insbesondere hatte ich mich in meinem Wesen und Treiben verändert seit jener Spiritistenfizierung, der ersten, der ich beigewohnt.

Diejenigen Wissenschaften, denen ich so ganz ergeben gewesen, ließen mich jetzt gleichgültig, kaum daß ich noch jemals zu der rechten Sammlung kam, ernsthaft etwas anderes zu studiren, als spiritistische Schriften. In meinen Bücherchränken waren sie eingewandert, — erst einige wenige, schwächlichen Leibes und in dem bescheidenen Gewande der Broschüre, dann mehr und anpruchsvoll beleibte in dauerhaftem, auch in prunkvollem Bande, schließlich dicke Kompendien, mehrere Duzend kompletter Jahrgänge spiritistischer Zeitschriften in deutscher, französischer und englischer Sprache, ganz lange Reihen wissenschaftlich gehaltener Werke über Magnetismus und Spiritismus, von den sonderbaren Heiligen Swedenborg und Mesmer an über die großen Naturforscher Nees von Esenbeck und den Freiherrn von Reichenbach hinweg zu den modernen Spiritisten, zu den nicht weniger glänzenden Sternen am Himmel der Naturwissenschaften Wallace und Crookes, dann zu Hare und Edmonds, — und die mehrhundertbändigen Reihen schlossen last not least — als letzte, nicht als schlechteste — wenigstens nicht als mindestverführerische und leichtest zu durchschauende — die fünf- oder sechsundzwanzigbändigen Werke des sonderbarsten Gelehrten von der Welt, Jason Davis, des weiland Schuhmacherlehrlings, der nie im Leben ein gelehrtes Buch in der Hand gehabt, nie eine Silbe gelernt haben soll, seit er seine elende Klippische verlassen hat, und der doch so kolossal viel weiß, kolossal viel von dem, was unsre Naturwissenschaften lehren und kolossal viel von dem, was sie nicht lehren, angeblich aber dereinst lehren werden.

Ja, einen ganzen großen Bücherschrank hatten sie sich allgemach erobert, die wunderseltamen, erstaunlich geheimnißvollen und erschreckend trotz aller Wissenschaftlichkeit aller Wissenschaft ins Gesicht schlagenden Bücher der Spiritisten. Meine ehrlichen alten Freunde in dunkler Leinwanduniform mit dem dauerhaften Lederriemen hatte die bunte Schaar der Eindringlinge verdrängt, wie die grauen Wanderratten die eingeborenen schwarzen aus Europa verdrängt haben, und wie jene drohten sie den Samen ihrer Vorgänger — in meinem Haupte zum mindesten — zu vernichten.

Ich hatte studirt Tag und Nacht — wahrlich ein neuer Faust, nicht bloß deshalb mit heißem Bemühen — ich war anfangs felsenfest überzeugt gewesen, daß es meinem wissenschaftlich ge-

schulten, von keinem Vorurtheil geblendeten Verstande bald gelingen werde, die schwachen Punkte der falschen Spiritistenwissenschaft auszuspähen, den irrigen oder betrügerischen Voraussetzungen auf die Spur zu kommen, die widersinnigen Schlüsse und die vagen Spekulationen und Phantastereien in ihrer logischen Blöße und wissenschaftlichen Bedeutungslosigkeit zu enthüllen — aber — nichts von alledem war mir bisher geglückt.

Wo ich auch die Sonde meiner Kritik einsetzte, überall stieß sie endlich auf das harte, undurchdringliche Erz wissenschaftlich konstattirter Thatfachen, die ebenso sehr aller Erklärung spotteten, wie allen Versuchen, sie kritisch zu vernichten, sie in die Elemente des Betruges oder der Sinnentäuschung aufzulösen.

Es waren Gelehrte, Gelehrte von höchstem Range und leuchtendstem Namen, die da nicht ein oder das andere seltsame Ereigniß beobachtet hatten, sondern tausende dergleichen. Alle Mittel wissenschaftlicher Forschung waren buchstäblich legionenmal erschöpft worden, der menschliche Scharfsinn hatte wieder und wieder sich zu überbieten bemüht, um dem vermeintlichen frechen und unglaublich verschmihten Humbug auf die Spur zu kommen, aber alles, alles war vergeblich gewesen.

Von Rechtswegen hätte ich völlig überzeugt sein müssen von dem, was ich in der äppig emporgewucherten spiritistischen Literatur schwarz auf weiß vorfand. Durfte man der Urtheilskraft oder der wissenschaftlichen Ehrlichkeit hochstehender Gelehrter nicht mehr trauen? Gelehrter, die einen unbeschreiblich mühevoll erlangenen Weltrauf aufs Spiel setzten, just bei derartigen, dem wohlfeilen Spotte der Menge im Vorhinein verfallenen Untersuchungen; die sicher sein konnten, daß ihnen der Lorbeerkranz für ihre Siege auf dem Schlachtfelde des Gedankens, vom Haupte gerissen würde und daß sie die Dornenkrone der Lächerlichkeit dafür eintauschten, falls es gelänge, ihnen zu beweisen, wie sie sich hätten hintergehen lassen.

Und — ehrlich gestanden! — ich wehrte mich auch nur noch schwach gegen den Ansturm spiritistischen Glaubens. Ich fühlte mich geneigt, gezwungen vielmehr, die Segel der Kritik zu streichen; nur wollte ich mich dennoch nur auf dem Wege des Experiments ganz gewinnen lassen. Die Gelegenheit war ja so günstig; aber hatte ich nicht Thatfachen selbst zur Uebergenüge erlebt, welche recht gut als Beweise für Spiritismus und Magnetismus in der Gesamtheit ihrer Wunderphänomene gelten konnten?

Nein und abermals nein! Sowohl bei jener Spiritistenfizierung, als bei allem, was ich hier erlebt, war ich im Grunde nur unthätiger Zuschauer gewesen, und nichts weniger als wissenschaftlicher Beobachter oder gar Experimentator. Und das konnte ich mir auch nicht verhehlen, höchstens mit Ausnahme der öffentlichen Sitzung war ich nicht einmal mehr ein unbefangener Beobachter gewesen, am wenigsten in der Mitternachtsstunde der Weihnacht, zu der ich fieberische Erregung mitgebracht hatte und von dem Geschehenen völlig überumpelt worden war. Was da vorgekommen, konnte also mir, dem wissenschaftlich zum Denken Gewöhnten nicht als Beweis gelten; ich mußte ganz von neuem anfangen, mit äußerster Sorgfalt den Thatfachen nachgehen, sie auf ihre Ursachen zurückzuführen suchen, ihre Bedingungen ein-

gehender Untersuchung unterziehen und sie in den Kreis des mir wissenschaftlich Erklärlichen einzureihen suchen; das war eine Nothwendigkeit, wenn ich nicht irre werden sollte an dem, was ich bisher als mein geistiges Besitzthum, den besten Theil meines Reichthums betrachtet hatte.

Und noch ein Moment trieb mich zu sorgfältigster Untersuchung der mir zugänglichen spiritistischen Manifestationen und hinderte mich auch, mußte mich hindern, dem gewaltigen Einbrüche blindlings nachzugeben, welchen Athanasia Cannabäus auf mich ausgeübt, dieses interessanteste aller weiblichen Geschöpfe, denen ich je begegnet: dieses Moment war der Ehrgeiz.

Vor wenigen Jahren noch kümmerte sich kein Mann der Wissenschaft in Deutschland, soviel ich wußte wenigstens, um Spiritisten und Magnetisire. Die Nees von Esenbeck und Reichenbach waren todt, ihre Jünger längst still geworden und aus der gelehrten Welt des Auslandes hatten die Klopfsgeister und ihr phänomenales Gefolge noch nicht das Schlüsselloch gefunden, durch welches sie in die deutschen Studirtuben ihren Einzug hätten halten können.

Ließen sich Spiritismus und Magnetismus nun als thatsächlich begründet, vielleicht sogar als neue, nur erstaunlich erscheinungsferne und gedankenferne, jungfräuliche Wissensgebäude nachweisen, — vermochte ich diesen, für Deutschland einzigen, epochemachenden Nachweis zu liefern, so war mit einem Schlage erreicht, was mir als weitentferntes, letztes, höchstes Ziel meiner wissenschaftlichen Mühen vorgezeichnet hatte; ich stand auf den Höhen des gelehrten Forschens meiner Zeit und hatte — gewißlich Großes, vielleicht Unermeßliches für die Zukunft geleistet.

Als ich soweit in meinem Gedankenringen gekommen war, fühlte ich mich weit, weit ruhiger als zuvor. Ich hatte mich selbst wiedergefunden, oder glaubte doch, mich wiedergefunden zu haben, und meinte mich sicher, daß mein Verstand im Kampfe mit der wild emporlohenden und nicht mehr hinwegzuleugnenden oder hinwegzuphilosophirenden Leidenschaft zu dem bezaubernden, hinreißend schönen, Herz und Sinne bethörenden Medium die Oberhand behalten werde.

Um genau zu wissen und stets zu beherrschen, was mir an Thatsachen, Ideen und Schlußfolgerungen das Studium der spiritistischen Literatur eingebracht hatte, wollte ich zunächst die studirten Werke sammt meinen Exzerpten und Notizen noch einmal durchsehen und das Bedeutungsvolle zusammenstellen und gruppiren, — das war eine Arbeit, mit der ich sehr wohl in vier Tagen angestrebter Thätigkeit zu Rande sein konnte. Dann gedachte ich mich ohne Umschweife an Cannabäus selbst mit der Anfrage zu wenden, ob er mir eine wissenschaftliche, nur im Interesse der Wahrheit gefehende, darum ebenso strenge, als voreingenommenheitsfreie Beobachtung und Untersuchung der unter seinem Einflusse stattfindenden spiritistischen und menschlich-magnetischen Erscheinungen gestatten wolle.

Zu allernächst ging ich flüchtig in Gedanken noch einmal die Reihe des Gesehenen durch; — schon wollte ich meine Aufmerksamkeit wieder davon abwenden, da — stieß meine Erinnerung auf eine Thatsache, bei der mir jetzt schon kaum noch eine Thür für den Verdacht, Irrthum oder Betrug walte vor, offen zu stehen schien.

(Fortsetzung folgt.)

## Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung

**Die Haideschenke.** (Bild Seite 92—93.) Der Schauplatz unserer Abbildung ist die einförmige, aber in ihrer Art gleichwohl malerische und vom feurigen Volksstode poetisch verklärte Theißniederung. Diese große ungarische Tiefebene ist zweifellos der jüngste Festlandsboden Europas. Die weiten küdrussischen Steppensflächen, sowie die flachen Gestadelländer Norddeutschlands waren längst von den Seestüthen befreit, als im Stromgebiet der unteren Donau noch immer Meereswogen jenen Diluvialboden peitschten, auf welchem sich heute wogende Kornfelder mit unermeßlichem Erntesegen breiten könnten, wenn dieser fruchtbare Boden nicht eben in Ungarn liegen würde. Die meisten der meilenweit auseinanderliegenden Meierhöfe dieses Distriktes gehören württembergischen Bauern, die im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts eingewandert sind, und von der schier unerhöplichen Ertragsfähigkeit des Bodens begünstigt, fast alle zu Wohlstand gelangten. Arpads stolze Söhne, die Magyaren, die sich als Herren des Landes betrachteten, sind ebenfalls Einwanderer und haben vor den Schwaben den einzigen Vorzug, daß sie ein paar Jahrhunderte länger im Lande sind. Die älteste ungarische Tradition, halb Sage, halb geschichtliches Faktum berichtet, daß der magyarische Held Arpad nach des slavischen Fürsten Svatopluk Tode mit sieben Heerhaufen zu je 30 000 Reitern durch die Gebirgsthore der Karpathen in die Theißniederung eingebrungen ist und nach einer siegreichen Schlacht Besitz vom Lande nahm. Von diesen 210 000 Reitern, dem Stamme des heute noch Millionen zählenden Magyarenvolkes, hat sich ein Bruchtheil, nämlich die pferdezüchtenden Bewohner der Puszta (Haide), so gut wie gar nicht verändert. Wie alle Ritter vom Stegreif sind sie großmüthig, ja verschwenderisch, aber wegen ihrer unklaren Begriffe über Wein und Wein geschworne Feinde des Gefehes und seiner Vollstrecker. Die Tanya (Meierhof) liefert auf Requisition die Speise und die Czárda (Wirthshaus) den Wein, der Zigeuner besorgt dem szegény legény, dem armen Burschen, wie dieses Mittelglied von Hirt und Räuber genannt wird, Tabak und Schießbedarf in der Stadt und der „arme Bursche“ zahlt auch pünktlich, wenn er einen guten Fang gemacht, im andern Falle bleibt er auf unbestimmte Zeit schuldig. Kann man die Theißniederung von dieser Landplage nicht befreien? Nein! Die Comitatspanduren (Bezirksgensd'armen) sind behäbige, verheiratete Männer, die wenig Lust verspüren, sich mit den waghalsigen Burschen in einen Kampf einzulassen; zudem haben sie schlechtere Pferde, wie ihre Gegner. Bei so bewandten Umständen muß der Bewohner des Flachlandes dem Räuber, der ihn in einem Augenblick, wo ihn die Behörde nicht schützen kann, wie ein Gewitter heimsucht, um eben so schnell zu verschwinden, Unterkunft gewähren — er muß es thun, wenn er nicht gewärtig sein will, daß ihm der abgewiesene Strolch den rothen Hahn aufs Dach setzt und wie ein Wolf seine Herde verwüftet. — So viel zur Erklärung südungarischer Zustände, damit der Leser uns bei Besprechung des Bildes nicht im Verdachte hat, daß wir ihm Ereignisse aus einem europäischen Lande erzählen, die man nur bei innerasiatischen Turkmenen oder südamerikanischen Gauchos für möglich hält. — Vor der Czárda (Haideschenke), an deren windstiefen Lehnuänden dichtbelaubte Weinstöcke mit ihren weitverzweigten Reben hinaufranken und um deren Schild herbstliche Kletterrosen wie Ampeln schaukeln, geht es hoch her. Die zwei unger-

rennischen Freunde, Bolond Miska und Paprika Jánzi sind mit wohl gepickter Börse in der „blechernen Nase“ eingekehrt und Mlonta, des Wirthes schwarzäugige Tochter, hat alle Hände voll zu thun, um den Hunger und Durst der übermüthigen Gäste zu stillen. Ihr Bruder Pista hat gleich die Czutora (große Weintablette) mit Rothwein aus dem Keller heraufgeholt, um das Gelaufe zu vermeiden und sorgt auch für die schweißbedeckten Pferde, die er zur Tränke an den Ziehbrunnen führt. Péti, der Zigeuner, greift behende in den Gymbál (Hadebret) und beflügelt mit seinen ersten und lustigen Weisen die Füße zum sporenkircenden Czárdás. Bolond Miska, den die schöne Mlonta mit Schlangentwindungen umkreist, hebt sie von Zeit zu Zeit mit jubelndem Ruf in die Höhe und der ältere Paprika Jánzi klappt den Takt mit seinen Händen zu der Gymbálmusik. Er stürzt ein Glas Wein nach dem andern hinunter und läßt den ungarischen Herrgott, dann den Táblabiro (Bezirksrichter), das tanzende Paar, ja sogar den Juden im Dorfe leben, der ihm seine Beute zu Geld macht. Alles ist eitel Freude und Genuß. Nur der Wolfshund Zglo, der zottige Treuwart des einsamen Wirthshauses, theilt nicht die allgemeine Begeisterung und versieht mit gehobener Schnauze den Späherdienst. Er ist auf Panduren dressirt und weiß ihren Geruch genau von dem anderer Menschenkinder zu unterscheiden. Sollte ihm dieser verhaßte Geruch stundenweit von dem Winde zugetragen werden? Das ist wohl nicht möglich. Und doch sieht er unverwandt nach einem Punkte hin und nimmt den Schweif zwischen die Beine, aber die Menschen haben zu viel mit sich selbst zu thun, um das auffällige Gebahren des Thieres zu bemerken. Auch die Pferde halten die Ohren gespitzt und stampfen und schnauben am Brunnen. Der Zigeuner, mit einem hingeworfenen Goldstück belohnt, weiß sich vor Freude nicht zu fassen und bearbeitet seinen Gymbál mit einer beharrlichen Schnelligkeit, daß ihm die stinken Tänzer kaum zu folgen vermögen. Aber auch der feurigste Tanz muß ein Ende nehmen und so hat denn auch Bolond Miska seine geliebte Mlonta auf den Schoß gezogen, um sich schäckernd mit ihr auszurufen. Das arme Mädchen durchfuhr ein tödlicher Schreck, als sie des hingeworfenen Goldstücks ansichtig wurde. Wie kam der Czitos (Rohhirt) Bolond Miska zu so viel Geld? Sollte das, was sie lange befürchtet, eingetroffen sein? Sollte sich der bisher unbescholtene Bräutigam am fremden Eigenthum vergreifen haben? Sie redet ihm ins Gewissen, doch er beschwichtigt ihre Befürchtung mit leeren Ausflüchten. Der nimmermüde Zecher Paprika Jánzi ist in dem Stadium angelangt, in welchem er selbst mit dem verdähten Zigeuner Bruderschaft trinkt. Da stößt Zglo ein langgezogenes Winseln aus, welches zwischen dem Gebell des Hundes und dem Geheul des Wolfes die Mitte hält. Paprika Jánzi ist aufgesprungen und späht in die Ferne. Er hat den Rausch bei der nahenden Gefahr wie ein Kleidungsstück abgeschüttelt. Kein Zweifel! Dort auf der endlos weitausgebreiteten Haide, wo die tiefblaue Glode des Himmels auf der braunen Fläche zu stehen scheint, geht etwas vor, was nur das Auge eines Pustenbewohners zu unterscheiden vermag. Als sich der graue Fled zur Staubwolke gestaltet, läßt Jánzi einen durchdringenden Pfiff ertönen und die kleinen, unansehnlichen Einhufer der Steppe eilen wie Hunde herbei. Der armen Mlonta droht das Herz stille zu stehen, Panduren kommen und

die Gäste rüsten sich zum Ausbruch, folglich sind sie verfolgte Räuber. Pista und Péti fattern mit zitternden Händen die Pferde, aber Jáncozi und Miska befestigen lachend am Sattelschnopf den Mantelsack, der ihr ganzes Habe enthält. Ein Abschiedswort, ein Kuß — vielleicht der letzte — und die verwegenen Burche sitzen im Sattel, Monza reißt die liegengelassenen Kleider hinauf. Schon kann man die Häsher, vier an der Zahl, unterscheiden, wie sie auf ihren keuchenden Mähren herantrotten. Paprita Jáncozi hat sich im Sattel nach rückwärts gedreht und zieht seinen langen Schnurrbart durch die Finger. Noch einen Abschiedstrunk verlangt der Uebermüthige und nachdem er ihn bedächtig geleert, drückt er der Wirthstochter zwei Goldstücke in die Hand. Da pfeift eine Flintenugel an seiner breiten, aufwärts gerichteten Hutkränze vorbei und mahnt zur schleunigen Flucht. Auf ein Schnalzen mit der Zunge setzen sich die Pferde in Bewegung und bald jagen die Reiter im gestreckten Galopp dahin, um nach kurzer Zeit in einer Staubwolke zu verschwinden. Die berittenen Diener der Gerechtigkeit traben gemächlich heran, von dem winfelnden Jglo umkreist, und trinken den Rest des von den Banditen bezahlten Weines. Zur Festnahme der Uebelthäter kamen sie, wie gewöhnlich, zu spät. Diese romantische Episode gehört durchaus nicht zu den seltenen Ereignissen einer ungarischen Haideschenke und Wirth und Gäste befinden sich wohl dabei. Wird der Banditenunfug zu arg, so proklamirt man das Standrecht, d. h. ein summarisches Hängen und wenn man der Räuber nicht habhaft wird, hängt man ein paar Zigeuner, damit der Galgen nicht leer steht. Ländlich, sittlich!

Dr. M. T.

### Ein kappadokischer Bischof, ein französischer Revolutionär und ein deutscher Philosoph als Gelegenheitsdichter.

Bekanntlich lehrte der griechische Weise Plato, die Betrachtung irdischer Schönheit erhebe zur Betrachtung der himmlischen. Es darf als ausgemacht gelten, daß diese Lehre unter der christlich-katholischen Geistlichkeit ganz besonders manch' eifrigen Vertreter gefunden hat und noch findet. Weber meint freilich etwas boshaft: „Die Andacht erhöht die Phantasie und reizt die Nerven, daher ist sie der rechte Augenblick für sinnliche Liebe,“ und er dürfte damit nicht so ganz unrecht haben. Thatsache wenigstens ist, daß selbst hervorragende christlich-katholische Würdenträger, die durch Papstes Mund „heilig“ gesprochen worden, in recht menschlich-sinnliche Betrachtung und Verehrung irdischer Schönheit verfallen konnten, ohne dabei Sehnsucht nach der himmlischen zu empfinden. So findet sich in des kappadokischen Bischofs St. Basilios von Cäsarea († 379) Werke: „De vera virginitate“ folgendes Minnelied:

Mit zaub'risch fesselnder Gewalt  
Umfließt ein Liebreiz allerwärts  
Des edlen Weibes Huldgestalt  
Und bringt, wie Licht, in Mannesherz.  
Ihr Blick ist seinem Aug' ein Strahl  
Der Lieblichkeit, der nie erlischt;  
Die Stimme Traum dem Ohr zumal  
Von Melodie, den nichts verwischt.  
Ihr Wachen übt, ihr Schlaf Gewalt,  
Ihr Geh'n, ihr Ruh'n ihr Sieg verheißt:  
Ein Licht' Gefäß strahlt die Gestalt  
Des Geistes Glanz, den sie umschleußt.  
Wie ihre Rede euch entzückt,  
Spricht doch ihr Schweigen gleich bereedt:  
Al' ihre Wege Liebe schmückt,  
Ihr Lager, wenn zur Ruh' sie geht.  
Kurz, was sie thut, dem Manne sacht  
Der Minne Feuer, nie verglüht, —  
So groß ist des Magnetes Macht,  
Der Seel' und Sinne nach ihr zieht!

Fast will es uns bedünken, daß der heilige Basilios die Wahrheit dieser letzteren Worte an sich selbst erfahren haben müsse, wofür er von uns gewiß keinen Vorwurf bekommen würde. Uebrigens darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß zur Zeit dieses Würdenträgers das Eölibat erst in seinen Anfängen existirte, und demnach auch die menschlich-sinnliche Liebe vom Klerus freier und offener bekannt wurde, als dies in den späteren Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag der Fall war. —

Der französische Revolutionär, den wir hier als Dichter, durch Wiedergabe eines Produktes seiner Muse charakterisiren wollen, ist Maximilian Robespierre. Bekanntlich haben die Geschichtschreiber

diesen Mann geschildert als einen blutdürstigen, jedes besseren Gefühls baren Tyrannen. Wie unberechtigt dieses Urtheil ist, geht, abgesehen von vielem andern, hervor aus einem im Jahre 1868 unter den Papieren eines toulouser Advokaten aufgefundenen, zuerst von der „Independance“ nach dem französischen Original und darauf von der „Didastasia“ in einer sehr getreuen Uebersetzung veröffentlichten Gedichte Robespierre's. Dieser Uebersetzung nach lautet dasselbe:

Zwei Worte gibt's im Menschenleben,  
Entsprungen süßem Herzensdrang,  
Beseligt lauschen, die sie hören,  
Dem wunderbaren Zauberklang.

Das eine süße Wort ist „Mutter“  
Und „Liebe“ ist das andre Wort,  
Das erste schwebt von Kindeslippen,  
Von Herz zu Herz das andre fort.

Die Mutter jubelt bei dem ersten,  
Wenn sie's von ihrem Kleinen hört,  
Die Jungfrau lauscht beglückt dem zweiten,  
Wenn stürmisch ihr's der Jüngling schwört.

Vor dieses zweiten Wortes Süße  
Nimm, schönes Liebchen, dich in Acht!  
Rasch hat es mancher ausgesprochen,  
Der vorher nicht den Werth bedacht!

Sei klug und prüfe, wer dir nahest,  
Daß er dein Herzchen nicht betrügt;  
Wer oft „ich liebe dich“ dir schwöret,  
Denk' immer, daß er dich betrügt.

Schönrednern sind Gefühle fern,  
Geistreicher Werbung traue nicht,  
Dein Herz sei's, nicht dein Ohr, das höret,  
Wenn einer dir von Liebe spricht.

Der dritte, dessen als Dichter hier Erwähnung gethan werden soll, ist der deutsche Philosoph Schelling. Derselbe hinterließ unter andern folgenden, an die Sprache in Goethe's Faust erinnernde, philosophische Reime:

Wißt' nicht, wie mir vor der Welt könnt' grausen,  
Da ich sie kenne von innen und außen;  
Ist gar ein träg' und zahmes Thier,  
Was dräuet weder dir noch mir,  
Muß sich unter Gesetze schmiegen,  
Ruhig zu meinen Füßen liegen.  
Steckt zwar ein Riesengeist darinnen,  
Ist aber versteinert mit allen Sinnen,  
Kann nicht aus dem engen Panzer heraus,  
Noch sprengen sein eisern Kerklerhaus,  
Obgleich er oft die Flügel regt,  
Sich gewaltig dehnt und bewegt,  
In todten und lebend'gen Dingen  
Thut nach Bewußtsein mächtig ringen;  
Daher der Dinge Qualität,  
Weil er drin quellen und treiben thät,  
Die Kraft, wodurch Metalle sproßen,  
Bäume im Frühling aufgeschossen,  
Sucht wohl an allen Ecken und Enden  
Sich ans Licht herauszuwenden,  
Läßt sich die Mühe nicht verdrießen,  
Thut jetzt in die Höhe schießen,  
Seine Glieder und Organe verlängern,  
Jetzt wieder verkürzen und verengern,  
Und hofft durch Drehen und durch Winden  
Die rechte Form und Gestalt zu finden,  
Und kämpfend so mit Fuß' und Hand'  
Gegen widrig Element,  
Lernt er im kleinen Raum gewinnen,  
Darin er zuerst kommt zum Besinnen.  
In einem Zwergen eingeschlossen  
Von schöner Gestalt und geraden Sprossen,  
(Heißt in der Sprache Menschentind)  
Der Riesengeist sich selber findt. —

Derartige schätzenswerthe Produkte der Gelegenheitspoesie hat vielleicht noch manch' anderer Mann von Geist und Herz hinterlassen, ohne daß das größere Publikum eine Ahnung davon hat! R. F.

Inhalt. Die Schwestern, Roman von M. Kautsky (Fortsetzung). — Ein Musterinstitut für volksthümliche Naturkunde; der botanische Garten zu Breslau, von Rothberg-Lindener (Fortsetzung). — Ichuntue, das Reich der Mitte. Studie von Maximilian Dittrich. — Mein Freund, der Klopffgeist. Eine Spiritistengeschichte aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, von H. E. (VIII). — Die Haideschenke (mit Illustration). — Ein kappadokischer Bischof, ein französischer Revolutionär und ein deutscher Philosoph als Gelegenheitsdichter.